

4 literaturparodien aus *titanic* von stefan gärtner und michael ziegelwagner

Wovon wir reden, wenn wir von Regen reden

(Stefan Gärtner, TITANIC 03/2003)

Ich zündete mir noch eine Zigarette an und goß mir noch mehr Kaffee ein. Es war keine Milch mehr da für den Kaffee, aber das war mir egal. Ich konnte einen Tag lang auf Milch im Kaffee verzichten, es würde mich nicht umbringen.

Raymond Carver

Der Regen war über Nacht gekommen und wischte nun über die Fensterscheiben, daß es einem ganz behaglich werden konnte, wenn man rausguckte und zuhörte. Ich saß mit einer Tasse Kaffee am Küchentisch, und Vicky, meine Frau, briet Eier mit Speck und pfiff dazu eine Melodie aus dem Werbefernsehen. Draußen war Montagmorgen. Ich rauchte und sah aus dem Fenster. Ich beobachtete, wie Hank, unser Nachbar, in Schlips und Kragen aus der Tür trat und zu seinem schwarzen Buick ging. Er zündete sich eine Zigarette an und warf das Streichholz unter sich. Dann griff er in die Hosentasche und holte den Autoschlüssel hervor. Er besah ihn sich einen Moment und öffnete die Tür. Er setzte sich in den Wagen und ließ ihn rückwärts aus der Einfahrt rollen. Es schepperte. Hank stieg aus und stellte geschäftsmäßig die Mülltonnen wieder hin, außerdem das Kinderfahrrad, den Briefkasten, den Rasenmäher, den Blumenkübel, den Gartenzaun, den Briefträger, den Weihnachtsbaum vom letzten Jahr, die alte Mrs. Johnson von gegenüber und das Schaukelpferd. Dann half er seiner Frau aus dem Komposthaufen, stieg in den Wagen und war verschwunden. In solchen Momenten war ich froh, ohne Job zu sein, denn so nutzlos man sich als Arbeitsloser auch fühlt, so gut ist es doch, an einem verregneten Novembertag nicht vor die Tür zu müssen, wo der amerikanische Traum seit Jahren im Sterben liegt.

„Lisa hat sich letzte Woche die Pulsadern aufgeschnitten“, sagte Vicky und stellte mir die Eier mit Speck hin. Lisa war ihre Großcousine aus Sacramento, die nach einem abgebrochenen Studium der Bürokommunikation in Tacoma kellnerte und ihrem Ex-Mann, der in einem Waisenhaus bei Longview als Scheißhausmeister arbeitete, regelmäßig ein paar Dollar schickte. „Der Postbote hat sie gefunden, als er ihr ein Einschreiben mit Geld von Tante Betty bringen wollte.“ Tante Betty war die ältere Schwester von Vickys Mutter. Sie war seit ein paar Monaten mit einem Nichtsnutz aus Wichita zusammen, der vormittags obszöne Aquarelle malte und am Nachmittag mit dem Luftgewehr auf Homosexuelle schoß. „Die Ärzte sagen, sie wird's schaffen.“

„Shit“, sagte ich und strich mir Erdnußbutter auf den Speck.

„Was soll das heißen, ›shit‹?“ sagte Vicky, goß sich Kaffee in die Tasse und zündete sich eine Zigarette an. Sie inhalierte tief. Als sie den Rauch wieder ausstieß, nahm der faserige graue Brei erst die Konturen von Oregon, dann von Mutter an, bevor er sich am Küchenfenster brach und zum Schluß aussah wie die traurigen Reste eines verendeten Immigranten.

„Shit, daß sie's schaffen wird, oder shit, daß sie's getan hat?“

„Mehr so allgemein shit“, sagte ich und wischte mit dem Toast das Eigelb von der Hose. „Ich meine, hast du sie mal gefragt, ob das so geplant war, daß man sie findet? Vielleicht wollte sie gar nicht, daß man sie findet. Wenn ich mir die Pulsadern aufschneide, dann will ich jedenfalls nicht, daß man mich findet. Höchstens zufällig.“ Ich zündete mir eine Zigarette an und mußte an Willy Forbes denken, mit dem ich mal in Oakland für zwei Dollar fünfzig Müllsäcke gebügelt hatte. Eines Morgens fand man ihn mit offenen Pulsadern auf der Kantinentoilette, weil er für seine Ex-Frau Penny, die ihn wegen eines sehbehinderten schwarzen Schornsteinfegers aus Eureka verlassen hatte, die Alimente nicht zahlen konnte. Oder nicht wollte. Es war mir egal, was das angeht.

„So ein versuchter Selbstmord ist immer auch ein Hilferuf“, sagte Vicky. Sie zündete sich eine Zigarette an und setzte Kaffee auf. „Wer weiß schon, was sie für Probleme hat.“

Ich drückte meine Zigarette aus, zündete mir eine neue an und sah aus dem Fenster. Wer weiß schon, was einer für Probleme hat? Es gibt Leute, die haben welche und reden nicht drüber, und andere, die haben keine und reden auch nicht drüber. Und wenn einer wie Willy Forbes schon mal den Mund aufmachte, konntest du sicher sein, daß es noch bis nach Seattle oder Denver.

„Wer weiß schon, was sie für Probleme hat“, wiederholte Vicky und suchte im Ausguß nach Streichhölzern. „Einmal kam sie zu mir, es ging ihr nicht gut, sie wollte reden. Ich hab uns Kaffee gemacht, und sie hat erzählt von ihrem Mann, und daß sie sich ungeliebt fühlt. Ich hab sie in den Arm genommen und gesagt, in meinen Augen sei sie eine dumme ordinäre Sau mit einem Herz aus Scheiße, die nicht mal die Liebe einer arschamputierten Hyäne verdient hätte. So was in der Art jedenfalls. Sie ist damals einfach aufgestanden und gegangen.“ Sie zündete sich eine Zigarette an. „Aber kann man in einen Menschen reingucken? Wenn man nicht gerade Proktologe ist“, sagte Vicky und stellte die Kaffeedose ins Regal.

Es klopfte an der Tür. Vicky ging öffnen. Es war Mariah, Hanks dritte Frau, die sechs Zentner wog, den Sommer bei den Kindern eines Ex-Vetters in Portland verbrachte und auch sonst die meiste Zeit betrunken war. "Vicky, Schätzchen, hast du nicht ein bißchen Kaffee für mich? Hallo, Bud."

„Hi, Mariah“, sagte ich und wischte mir mit der Zunge einen Tabakkrümel von den Lippen.

„Schlimmes Wetter draußen, was?“

„Martha, Schätzchen“, sagte Mariah und steckte sich eine Zigarette an. „Ich heiße Martha, okay?“

„Okay“, sagte ich und setzte meine Tasse ab. Es war mir egal, was das angeht. Ich hieß ja auch nicht Bud.

„Es regnet viel dieses Jahr“, sagte Vicky, während sie nach der Kaffeedose suchte.

„Hähähä“, machte Martha.

„Es hat noch nie so viel geregnet wie in diesem Jahr“, sagte Vicky. „Manchmal denkt man, es hört überhaupt nicht wieder auf.“

Martha bohrte sich hinter Vickys Rücken den rechten Zeigefinger in die Schläfe und machte einen Vogellaut. Dann stellte sie den Fernseher lauter und verfolgte aufmerksam einen Werbespot für Nikotinpflaster. Als sie damit fertig war, nahm sie von Vicky das Kaffeepulver, sagte „Danke, Schätzchen“, spuckte ihre Zigarette auf den Boden und wünschte uns noch einen schönen Tag. Ich sah wieder aus dem Fenster. Der Regen hatte zugenommen und hieb heftig auf den Rasen vor dem Haus. Ich beobachtete eine Amsel, die unter einem Busch Zuflucht gesucht hatte und geduldig wartete, bis das Schlimmste vorüber wäre. Vicky warf ihren Zigarettenrest in die Marmelade und ging ins Bad. Ich blieb sitzen und goß mir noch einen Kaffee ein. Ich dachte an einen längst vergangenen Abend bei Simon und Stella in Modesto. Vicky und ich waren gerade frisch verheiratet, Simon war College-Professor für antirussische Literatur, und Stella arbeitete halbtags als Tagesschwiegermutter und vertrieb sich ihre freie Zeit mit Rasieren und Raumausstatten. Es war ein schöner Abend gewesen, wir hatten reichlich gegessen und nahmen den Kaffee im Wohnzimmer. Simon hatte irgendwas von Räucherfisch, Alaskaseelachs, Moby Duck bzw. Käpt'n Iglo erzählt und mich dann gefragt, was wir für Pläne hätten. „Mal sehen“, hatte ich gesagt und heimlich einen ziemlich schwarzen Popel unter die Tischkante geklebt, „erst mal muß Vicky einen Job finden. Und im Sommer mieten wir uns ein Haus in den Bergen, schicken meiner Ex-Frau ein paar Dollar und gehen angeln. Ich glaube, mehr will ich nicht vom Leben. Oder? Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.“ Vicky hatte gedankenverloren auf die Glut ihrer Zigarette gestarrt und nichts gesagt. Für eine Sekunde hatte ich den Eindruck, ich hätte etwas kaputtgemacht, was ich nie wieder würde kitten können, so wie damals, als ich an der Tankstelle in Walla Walla das Rauchverbot übersehen hatte.

Großer Gott, wie lange war das her. Wie lange waren wir her. Und wie lange waren wir hier? Es war mir egal, was das angeht. Es würde mich nicht umbringen. Jedenfalls nicht heute oder übermorgen. Vicky trat angezogen in die Küche und zündete sich eine Zigarette am Filter an. Der Regen hatte jetzt nachgelassen. Das leise Plätschern war im stöhnenden Gurgeln der Kaffeemaschine kaum noch zu hören.

„Ich muß dann. Mach's gut.“

„Ja, mach's gut. Bis heute abend.“

Für einen Augenblick blieb sie stehen und sah mich an, als erwarte sie noch etwas, irgendeine Stellungnahme, etwas Grundsätzliches, so wie damals mein Prüfer auf der High School, als ich vor lauter Einsamkeit und Ohrensausen weder die Hauptstadt von Paris noch den Häuptling von Indiana gewußt hatte. Dann nahm sie die Zigaretten von der Anrichte, strich sich Haar hinter das Ohr, goß noch ein bißchen Kaffee in den Ficus und verschwand im Flur. Die Haustür öffnete und schloß sich wieder. Von Vicky blieb nur ihr Geruch, der noch eine Weile in der Küche hing. Finest Virginia Blend, dachte ich, mit einer leichten Note von Gastritis oder Malzkaffee, der zu lange auf der Warmhalteplatte gestanden hat.

Vor dem Fenster saß die Amsel noch immer unter dem Busch, hüpfte aber bereits nervös hin und her. Grau und schwerfällig lag der Tag vor mir, und ich überlegte, ob ich nicht wieder anfangen sollte, Kurzgeschichten zu schreiben. Oder wenigstens Furzgeschichten. Oder Kaffeekochbücher. Andererseits gab das ja alles sowieso keinen Sinn. Der Regen kam und der Regen ging, und wer keinen Schirm hatte, wurde naß. Da konnten sie im Fernsehen sagen, was sie wollten. Das Telefon klingelte. Ich stand auf, ging zum Apparat und nahm ab. Es war Al.

„Hi, Ray, ich bin's, Al.“

„Hi, Al. Wie geht's denn so?“

„Sag mal, Ray, du kennst doch noch Christine aus Ellensburg, die immer mit diesem gewalttätigen Ex-Vorarbeiter von Harrys kleinem Bruder zum Bowlen in Marysville war.“ Ich hatte keinen Schimmer, wovon er sprach, und nahm einen Schluck Kaffee.

„Komm schon, du mußt dich doch erinnern: Christine! Ihre Schwester war mal High School-Königin von Great Falls, bis sie dann den Bruder ihres Onkels geheiratet hat und mit ihm nach Port Dings, na: Angeles gezogen ist.“

Langsam dämmerte es mir. Natürlich. Manche Dinge liegen so klar vor einem, daß man sie schlicht übersieht. Dabei war es so einfach: Der Kaffee war so schwarz, weil ich keine Milch hineingetan hatte. Andererseits war auch gar keine im Haus. Und ich trank meinen Kaffee sowieso immer schwarz, was das angeht. Ich spürte, daß ich etwas entdeckt hatte. Etwas war in Fahrt gekommen, was ich nicht mehr unter Kontrolle bekam, so wie damals in den Rockies, als ich vergessen hatte, die Handbremse anzuziehen, und der Schulbus...

„Schön, und was ist mit Christine?“

„Die ist eben von einem schwarzen Buick über den Haufen gefahren worden, gleich vorne an der Siebten. Sieht nicht gut aus. Ich meine, sie sieht ja sowieso schon nicht gut aus, aber jetzt...“

Ich legte auf. Ich hatte immer noch keine Ahnung, wer Christine war, und diesen Al kannte ich schon gleich gar nicht. Und doch zog sich alles um mich herum zusammen, als bilde sich in diesem Haus, in diesem Hausflur ein Schwarzes Loch mit mir als Zentrum, was natürlich gar nicht sein konnte, da solch ein kollabierter Stern mit mindestens 3,2 Sonnenmassen und dem Radius $R=2gM/c^2$ unmöglich durch die Tür...

In meinem Kopf begann es zu brausen, mein Herz klopfte. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn. Meine Hände zitterten. Das war nicht mehr passiert, seit ich gestern auf dem Dachboden nach meiner Angel gesucht und die Zigaretten vergessen hatte. Ich brauchte dringend einen Kaffee. Ich ging zurück an den Küchentisch und setzte mich wieder ans Fenster. Ich zählte die braunen, klebrigen Kreise, die der Kaffeebecher auf dem Küchentisch hinterlassen hatte. Ich zündete mir eine Zigarette an und lauschte den Geräuschen im Haus. Ich hörte das leise Knarren des Dachstuhls, an dem der Wind rüttelte, das Tropfen des kaputten Wasserhahns, das gleichmäßige Rasseln meiner Lunge und die gepreßte Megaphonstimme, die von draußen durch die Haustür drang: „Gehen Sie bitte weiter, es gibt hier nichts zu sehen! Kommt schon, Leute, laßt doch wenigstens die Polizei durch...“

Ich dachte an Vicky. Sie war jetzt da draußen. Ich konnte ihr nicht helfen. Aber wer half einem schon auf dieser Welt. Höchstens Mutter, die hin und wieder ein paar Dollar schickte, damit ich meiner Ex-Frau ein paar Dollar schicken oder ein Haus für den Sommer mieten konnte. Und der Tankwart in Walla Walla natürlich, der mir aus seinem brennenden Overall noch „Dir werd ich

helfen, du Arschloch!“ hinterhergeschrien hatte. Ich nahm noch einen Schluck Kaffee und rauchte. Dann wurde es plötzlich hell. Der Regen hatte aufgehört, und die Sonne drückte sich durch die Wolken. Die Amsel hüpfte unter dem Busch hervor und suchte noch eine Weile nach Würmern, offenbar unschlüssig, ob sie losfliegen sollte. Dann flog sie doch, geradewegs auf mich zu. Sie donnerte blindlings gegen das Fenster und fiel zu Boden. Ich lachte und steckte mir eine Zigarette an. Eine Weile waren nur das Ticken der Küchenuhr und das ohrenbetäubende Pfeifen des Teekessels zu hören. Ich fragte mich, seit wann wir eigentlich einen Teekessel hatten, und pupste nachdenklich in der Gegend herum.

Plötzlich gab es Schüsse und Geschrei, und ich sah meinen Nachbarn Hank an meinem Fenster vorbei durch den Vorgarten Richtung Garage rennen. Er schrie „Uuuuuuuuuuuuuaah!“ und „Hilfe!“ und wurde verfolgt von einem halben Dutzend Polizisten. Sie trugen schwarze Uniformen und schossen auf alles, was ihnen vor die Läufe kam: die Mülltonnen, das Kinderfahrrad, den Briefkasten, den Rasenmäher, den Blumenkübel, den Gartenzaun, den Paketboten, den Weihnachtsbaum vom letzten Jahr und den alten Mr. Johnson von gegenüber, der direkt neben seiner Frau zusammensank, die immer noch dalag, wo Hank sie vor zwei Stunden hingeworfen hatte. Noch einmal hörte ich Hank, wie er von fern zwischen Pistolenschüssen hindurch gurgelnd um Hilfe schrie. Ich dachte, daß das wohl einer dieser versteckten Hilferufe war, von denen Vicky gesprochen hatte. Hank war auf der Flucht. Ich starrte in meinen Kaffee und hätte gern gewußt, wovor.

Mir war schlecht. Ich zündete mir eine Zigarette an. Dann zündete ich mir noch eine Zigarette an. Dann zündete ich das Haus an (im Traum). Morgen würde Martha kommen und nach meinem schwarzen Anzug fragen. Und natürlich nach Kaffee, was das angeht.

Später kam noch ein Pferd und fing an zu grasen. Ich weiß nicht, woher es kam. Es war einfach da und stand in meinem Vorgarten. Aus großen dummen Augen sah es mich an und ließ ein paar Äpfel fallen. Aus seinen Nüstern dampfte es. Es sah aus, als ob es rauche. Auf Pferdelage. Aber das war natürlich Unsinn. Dann verschwand es, wahrscheinlich nach Süden oder zum Angeln. Ich nahm ein paar Dollar aus dem Kühlschrank, tat sie in ein Kuvert, rief mir ein Taxi und ließ mich zum Briefkasten fahren.

Speibsackerlblues

Der endgültige Provinzkrimi

(Michael Ziegelwagner, TITANIC 06/2011)

Eigentlich, so hatte der Metzgersberger im Nachhinein überlegt, war an dem betreffenden Sonntag von vornherein so einiges im Arsch gewesen. Erst war der Kirchenchor ausgefallen. Und zwar, weil der Trottel von Chorleiter, der Stockinger-Erwin, verschlafen gehabt hat. Wegen Volltrunkenheit. Am Steuer vom Traktor, mit Vollgas Richtung Basilika.

Dann war der Zigarettenautomat von „Sabine’s Sexpuff“ kaputt gewesen, und der Metzgersberger hatte reingehen und sich vom Landrat einen Zehner wechseln lassen müssen. Und überhaupt und insgesamt hatte er an diesem Sonntag überhaupt keine Lust auf Leichen nicht gehabt. Weil Leichen, das bedeutete Arbeit. Weil: Der Metzgersberger war Polizist.

Am liebsten wäre der Metzgersberger nach dem ausgefallenen Kirchenchor einfach wandern gegangen. Rauf auf den Brunzenkogel. Die Hosenbeine aufkrepeln, die Aussicht anschauen, eine Zigarette rauchen und sich dabei einen schönen Sonnenbrand holen. Später vielleicht, in der Alpenhütte, den Tag mit einem Bier abrunden, einem Radi, einem Schinkenbrot oder zwei und einem Schweinsbraten mit Grammelknödeln und Specklinsen und Fleischpalatschinken mit einem Hirschgulasch. Und obendrüber eine feine Jägersauce mit Pommes und Kraut, und zur Verdauung dreivier Obstler. Und als Unterlage für die Obstler ein Kalbsschnitzel mit Parmesan und Schlagobers. Nachher einen Kaffee. *Ohne* Zucker.

Aber denkste. Weil, wie ihn der Liftwart, der Speckbacher-Egon, bei der Sesselbahn in einen Zweiersitz bugsiert hat und der Metzgersberger geflücht hat, weil der Speckbacher-Egon immer so grob und die Holzlehne vom Sitz so hart war, da hat es ihm plötzlich gedämmert: Ein leichenfreier Sonntag wird das heute eher nicht werden. Weil der zweite Platz vom Zweiersitz, der war schon besetzt.

Was sollst du machen, wenn du im Sessellift auf den Berg fahren willst und neben dir eine Leiche mitfährt? Smalltalk scheidet schon einmal aus. Und aussteigen kannst du vergessen, da kannst du dir genausogut eine Zigarette anstecken und die Füße baumeln lassen. Oder auch das Wurstbrot aus dem Rucksack holen, auf den Schreck.

Nach ein paar hundert Meter Dahinschweben hat sich der Metzgersberger (zu dem seine Freunde immer nur „Metzi“ gesagt haben) zum ersten Mal getraut, die Leiche näher anzusehen. Und ein schöner Anblick ist das nicht unbedingt gewesen. Irgendwie hat ihn die Leiche an den Ochsenprügel-Paul erinnert, der bei der Kirchweih letztes Jahr so betrunken gewesen war, dass er das Pissoir vom Schnackselbergerwirten nicht gefunden und sich stattdessen zum Schlachtschussapparat verirrt hat. Entdeckt hat ihn erst seine achttjährige Tochter, als sie den Paul am nächsten Morgen zum Almauftrieb holen wollte. Oder an den Enzenhofer-Sepp, der eines Tages kopfüber in die Melkmaschine reingefallen und am nächste Tag von seiner sechsjährigen Milchkuh entdeckt worden ist, furchtbar zugerichtet, voller Blutergüsse und mit einem total zermelkten Gesicht.

Der Tote im Sessellift war auch nicht gerade ungrauslich: nämlich von oben bis unten mit einem Skistock durchbohrt. Richtig gepfählt. Gut, dass wenigstens sein Kopf nicht mehr da war. Dessen Anblick blieb dem Metzi immerhin erspart. Schon komisch, sinnierte er, dass solche Unglücksfälle immer ausgerechnet in seinem Ort passierten. Dabei hatte er sich doch extra nach Niederroßbach versetzen lassen. Weil, Niederroßbach war echt das hinterletzte Nest. Eine absolute Ödnis. Da sagten sich Fuchs und Hase nicht einmal mehr Gutenacht, seit der Fuchs gestorben war und der Hase zum Studieren nach Berlin. Aber trotzdem. Zweimal im Jahr stolperte der Metzgersberger in ein neues skurriles Abenteuer. Und jedes Mal waren die Mordverdächtigen noch verschrobener, die Zeugen noch wortkarger, die Staatsanwälte noch sturer und die Leichen noch toter, so dass es dem Metzi vor lauter Komparativen langsam dämmerte, dass sein neuer Fall wahrscheinlich noch uninspirierter und agrammatischer hingeschludert sein würde als wie sonst

immer dauernd. Er seufzte. Bestimmt kam auch wieder seine geschiedene Gattin, die dumme Sau, mit ins Spiel, die in ihrem Vierkanthof nebenbei eine Privatdetektei betrieb. Und seine kauzige, aber liebenswerte Großmutter. Die hatte im Alter angefangen, DNA-Proben von ihren Hühnern zu sammeln. Warum mussten die sich immer alle in seine Arbeit einmischen? Er würde wieder Unmengen von Wein trinken, unglaublich viel essen, sich die Lungen vollrauchen. Dabei vertrug er das gar nicht. Er würde ewig mit dem Dienstwagen durch Äcker und Schneefelder cruisen, von Bauernhof zu Bauernhof, und wieder würde er entscheidende Hinweise von bauernschlaun Huren bekommen und stundenlang im Wirtshaus sitzen und kombinieren müssen, obwohl es ihm dort überhaupt nicht gefiel und er eigentlich genug andere Sachen zu tun hatte, zum Beispiel Büroarbeit machen oder beim sich am Haus das abblätternde Lokalkolorit nachstreichen.

Und jetzt aber dachte sich der Metzi: Scheiße. Weil: Vor lauter Nachdenken hatte er vergessen, an der Bergstation auszusteigen, und war samt Leiche wieder auf der Talfahrt.

Der Hauptkommissar Dr. Himmelbacher, der im Nebenberuf Kriminalfälle löste, hatte sich hinter seinen Schreibtisch gelümmelt. Er hatte eine Tabakpfeife in der linken Hand und ein Holzbrett mit Fleischbrezen, gefächerten Gurken, vier halben Eiern und einem Schweinskopf auf dem Bauch drapiert. Schon vom Zuschauen bekam der Metzgersberger einen Mordshunger. Der Dr. Himmelbacher dachte nach. Schließlich seufzte er, ließ die letzte Gurke im Mund verschwinden, kippte einen Kräuterschnaps hinterher und wischte sich die Mundwinkel mit einem Schnitzel ab.

„Was soll ich davon halten, Metzi?“

„Steht doch alles drin“, sagte der Metzgersberger. Er deutete auf den Polizeibericht auf dem Schreibtisch vom Dr. Himmelbacher.

„Ja, schon, Metzi. Ich hab aber leider ein Problem.“

„Das wäre?“ fragte der Metzgersberger. Er zündete sich eine Zigarette an und begann sofort zu husten.

Der Dr. Himmelbacher stand umständlich aus dem Drehstuhl auf und verschwand hinter seinem Schreibtisch. Ein paar Minuten lang sah der Metzgersberger nur seinen wackelnden runden Hintern. Er hörte ihn leise etwas essen, dann tauchte der Dr. Himmelbacher mit dem großen ADAC-Atlas wieder auf, pustete den Staub runter und blätterte darin herum.

„Da, schau“, sagte er und drehte den Atlas halb zum Metzi. Die Seite mit Niederroßbach war aufgeschlagen. „Also. Der Tote, den du gefunden hast, kann entweder in der Talstation in den Sessellift gekommen sein oder auch in der Bergstation.“ Bei „entweder“ und „oder“ tapste sein roter dicker Zeigefinger auf zwei verschiedene Punkte. „Die Talstation ist in Oberroßbach. Die Bergstation ist auf dem Brunzenkogel.“

Der Metzgersberger schaute wie die Kuh vorm Volkshochschultor.

„Verstehst? Für Oberroßbach ist der Kommissar Lindinger zuständig, für den Brunzenkogel der Gamsmeier.“

„Wer?“ fragte der Metzgersberger verständnislos.

„Die kennst du doch! Der Lindinger ist der Sportliche im Rollstuhl, der Ziehharmonika spielt und Angst vor Schusswaffen hat, der Gamsmeier ist der Dicke, der so viel trinkt und...“

„Moment einmal, *ich* bin der, der so viel trinkt!“ rief der Metzgersberger dazwischen. „Und dick bin ich auch!“

„Ja schon, aber der Gamsmeier spielt nebenbei Bauerntheater und geht wildern. Außerdem sind seine Eltern Geschwister. Aber darum geht's gar nicht, mein Lieber.“ Der Dr. Himmelbacher seufzte wieder. Er fing an, eine Jagdwurst zu rauchen. „Metzi, ich sag's dir: Das ganze Voralpenland ist voll mit Kriminalisten, es ist kaum noch irgendwo ein Flecken frei. Der Konkurrenzdruck ist riesig. Letztes Jahr hat der Inspektor Hammerhuber aus Zwischenberg den Major Schwippenthaler aus Grindlfurt erschossen. Weil es bei ihm im Bezirk einfach keine Toten mehr gegeben hat! Und nicht nur altgediente Polizeibeamte prügeln sich um die Fälle, inzwischen werden zwei Drittel aller Morde von Nebenerwerbsdetektiven aufgeklärt: Landwirte, Liftwarte, Wurstfachverkäuferinnen, Bibliothekarinnen! Jedenfalls bezweifle ich nach Lage der Dinge, dass die gefundene Leiche dir

gehört. Am besten wäre es, den Nachbargemeinden Bescheid zu geben. Ein Jammer, so ein schöner Toter, ohne Kopf, und dann mit dem Skistock...“

„Moment einmal“, rief der Metzgersberger wieder. „Was ist, wenn... wenn die Leiche irgendwie *zwischen* Brunzenkogel und Talstation auf den Sessellift gekommen wäre? Mit dem Hubschrauber zum Beispiel? Im Niederroßbacher Luftraum?“

Der Dr. Himmelbacher nahm einen Lungenzug. Er dachte nach. Dann grinste er. Seine Augen leuchteten. „Metzi, du bist ein Genie“, sagte er.

Aber das hatte der Metzgersberger ja schon vorher gewusst getan gehabt.

Wie geht es weiter? Wird der Metzgersberger seinen Toten behalten dürfen? Gibt es für diese Geschichte eine Förderung vom Fremdenverkehrsamt? Und wann tötet der geheimnisvolle Provinzmörder endlich den letzten Nerv des letzten Lesers, sodass dieses idiotische Genre in Gottes Namen einmal gnädig sein Ende finden kann?

Rahm. Eine Geschichte in sechs Geschichten

(Stefan Gärtner; nach Daniel Kehlmann, TITANIC 02/2009)

Irgendwie so

Noch bevor Murdoch zuhause war, läutete sein Mobiltelefon. Das Gerät hatte er erst seit gestern, denn obwohl Murdoch ausgebildeter Mobiltelefonetechniker war und obwohl er sogar Elektrotechnik mit Schwerpunkt Mobiltelefonetechnik studiert hatte, hatte er Mobiltelefone immer abgelehnt. Wie doof war das denn: mitten in der Nacht am Ende der Welt mit einem Motorschaden und einem perforierten Blinddarm liegenbleiben und dann einfach so ADAC und Notarzt anrufen können – nicht mit ihm. So ein Mobiltelefon macht uns doch nur alle zeit- und ortlos, dachte Murdoch mit einem für einen Elektrotechniker erstaunlichen Sinn für Philosophie. Aber hatte er das nicht neulich gelesen, bei diesem berühmten Dings, diesem Daniel ... Düsentrieb?

Egal. Jedenfalls läutete jetzt sein Klingeling, und Murdoch ging ran.

Eine Frau verlangte einen gewissen Fack. Oder Fuck, Murdoch verstand den Namen nicht recht.

«Sie müssen sich verwählt haben», sagte Murdoch. «Hier ist Murdoch.»

«Aha», machte der Anrufer.

«Sie haben sich verwählt», sagte Murdoch.

«Kann nicht sein», machte der Anrufer geltend, «Kurzwahl.»

«Komisch», sagte Murdoch.

«Sind Sie sicher», fragte der Anrufer, «daß Sie nicht doch

Ralf Moeller sind? Der Filmstar? Das ist nämlich seine Nummer, ganz bestimmt.»

«Mag sein», sagte Murdoch, «aber ich bin nicht Ralf Moeller, gottlob. Tja. Vielleicht ist die Nummer doppelt vergeben?»

«Irgendwie so», grunzte der Anrufer. «Kann man nichts machen. Ich schreib ihm eine E-Mail. Wird sich schon klären. Tschüß dann.» Er legte auf.

Es klingelte über den Abend noch achtmal, und nachdem Murdoch einer ihm unbekannten Frau mitgeteilt hatte, sein nächster Film sei ein Pornofilm, und er wisse noch nicht, ob ihr schauspielerisches Talent dafür reiche, hatte er entnervt das Telefon ausgeschaltet. Er setzte sich ans Wohnzimmerfenster in den alten grauen Ohrensessel, den er von seiner Tochter geerbt hatte, sah aus dem Fenster auf die um diese Tageszeit menschenleere Straße und überlegte: Er könnte natürlich eine Weile so tun, als sei er tatsächlich Ralf Moeller, der Filmstar. Daraus könnten sich dann unterhaltsame, aber auch irritierende Verwicklungen ergeben. Denn: War man nicht immer der, für den man gehalten wurde? Wenn alle Welt ihn am Telefon für Ralf Moeller, den Filmstar, hielt – war er es dann nicht vielleicht? War Identität nicht vielleicht nichts weiter als, hmpf, Zuschreibung? Und also praktisch arbiträr? Strukturalismus? Und lebte Ralf Moeller nicht sowieso in Kalifornien? Und seit wann galt diese Pfeife als *Star*?

Am nächsten Tag machte Murdoch sein Handy erst gar nicht an, sondern ging zu seinem Mobilfunkanbieter und ließ sich eine neue Nummer geben. Auf eine Zweitidentität als hirnamputierter Muskelesel mußte eins schließlich Lust haben, und er, Murdoch, wollte lieber in Ruhe an seiner Modelleisenbahn weiterbauen; oder wenigstens den neuen Dings zuende lesen, Kuhlmann, genau. Sagenhaft, dieser Knabe.

Don't speak

Der Auftritt war einer von den mittelmäßigen gewesen: der Saal halbvoll, er selbst halbvoll, und als er zum dritten oder achten Mal vor dem Brötchenbuffet im Backstagebereich stand, weil das vertragsgemäße Sechs-Gänge-Menü vom behinderten Bruder des Küchenchefs an seine Mongogang verteilt worden war, und Faber überlegte, wie viele Kombinationen aus Mohnbrötchen, Sesambrötchen, Bierschinken, Salami und Mortadella er essen mußte, um sämtliche Möglichkeiten mindestens einmal durchprobiert zu haben, kam die Chefin des Veranstaltungsorts hinter die Bühne und fragte, ob alles in Ordnung sei.

«Ja», sagte Faber. Er hatte sich das vom *FAZ*-Gastrokritiker Dollase abgeschaut, der nach

eigenen Angaben immer ja sagte, jedenfalls wenn er gefragt wurde, ob es geschmeckt habe. Er, Dollase, sage immer und grundsätzlich ja, ganz unabhängig von der Qualität des servierten Essens, er habe da keine Lust auf Diskussionen und Scherereien. Es sei ja auch ganz scheißegal bzw. die Vorstellung, in der Küche würde sofort der Betrieb eingestellt, nur weil irgendein Arsch von Gast den Pudding überwürzt gefunden habe, auch kindisch, die reine Demokratiesimulation, mündiger Konsument und wie der Schwachsinn gehe, er, Dollase, sage «ja» und gehe, und gekotzt werde dann daheim.

So hielt es Faber auch, und also sagte er noch mal und einfach: ja. Dann klingelte sein Handy. Mutti war dran und wollte wissen, wie es gelaufen sei, und Faber sagte: «Prima.»

Er betrachtete sein Telefon. Er war immer wieder erstaunt, wie einfach das war: In Muttis Wohnzimmer war die Realität jetzt eine andere. In dieser anderen Realität hatte er vor 1500 kreischenden Fans eine Lesung absolviert, für die er nachträglich und außer Konkurrenz den Bachmannpreis kriegen würde. In seiner Realität hatte er gerade mühsam 150 Euro verdient und war dabei, sich an Mortadella zu überfressen.

«Tut mir leid wegen dem Essen», sagte die Chefin, die Meta hieß und eine, wie Faber unwillkürlich fand, sagenhafte Sexbombe war: mit Haaren bis zum Arsch und Brüsten wie König Salomos Zwillinge, die im Frühtau zu Berge... ähm... «Wie kommst du eigentlich immer auf diese lustigen Ideen?»

Die Königin aller Fragen, dachte Faber und betrachtete konzentriert den Mortadella-Salami-Auflauf auf seiner angefressenen Brötchenhälfte. Er überlegte, ob sie, die Meta, wisse, daß Schönheit und aktuell eben gerade ihre von ihm festgestellte Schönheit immer und geradezu grundsätzlich im Auge des Betrachters liege; dies um so mehr, als er, Faber, ja nun auch nicht Elektrotechniker war, sondern Autor, Schriftsteller, der sich schon aus beruflichen Gründen die Dinge immer so zusammenfantasierte, wie er es gerade brauchte. Das hatte Borges schon so gemacht. Und Nabokov. Und Thomas Mann! Und Daniel Kuhlmann auch, dessen neues Buch Faber auf der Herfahrt noch angelegentlich durchgeblättert hatte. Ob sie, die Meta mit den Hängetitten und der Wischmopfrisur, das wohl wußte? Daß im Grunde alles von ihm, Faber, abhing? Weil die sog. Realität halt nur eine Erfindung war? Seine Erfindung? Und daß sie, die Meta, mit jeder dummen Frage ein bißchen unansehnlicher werden würde?

Davon hatte die grottenolmhäßliche Veranstaltungskuh mit dem ackerfurchenbreiten Schmiß im Gesicht aber halt schon gar keine Ahnung. In seiner nächsten Geschichte, das stand für Faber fest, würde er sie nicht auftreten lassen. Allenfalls in einer Sexfantasie; dann müßte sie aber den Mund halten. Telefonieren dürfte sie dann natürlich nicht, aber was machte das schon.

Adolf stirbt (nicht)

Von allen meinen Figuren ist er mir immer die liebste gewesen. Vor 120 Jahren war Adolf nur mittel in der Schule, dann wollte er auf die Akademie, die ihn nicht nahm, weswegen er erst in den Weltkrieg und dann in die Politik gezogen ist. Kaum fünfzehn Jahre hat er bis nach ganz oben gebraucht, die ganze Welt drehte sich um ihn, und all das nur, weil er sich von früh bis spät Illusionen machte, herumspinnerte, in Wolkenkuckucksheimen lebte, und es war wirklich sagenhaft, wie das immer funktionierte. Oder jedenfalls funktioniert hatte, denn jetzt saß er hier in diesem verickten Bunker, der Krieg, den er begonnen hatte, war verloren, der Russe war bloß noch ein paar Häuserblocks entfernt, Gift und Knarre lagen bereit, und so hatte sich Adolf das nun mal nicht vorgestellt.

Ich habe geahnt, daß es irgendwann passieren wird, aber er hat lange dazu gebraucht; er ist nämlich ein Schwein, das größte Schwein aller Zeiten, aber nicht feige.

Aber jetzt ist es eben doch soweit. Adolf versucht es: Laß mich leben. Schau mich doch an!

Neblich, sage ich, weil ich weiß, daß ihn das ärgert. Dein Selbstmord gehört zu der Geschichte dazu. Sechzig Jahre nach dir wird eine ganze Industrie davon leben, daß du erst alles in Trümmer gelegt und Millionen umgebracht und am Ende dich erschossen hast. Was sollen die denn alle machen, der Eichinger, der Schirmmacher, der *Spiegel*, wenn deine Geschichte nicht endet in den rauchenden Trümmern der Reichshauptstadt!

Du kannst die Geschichte doch anders erzählen, schreit er. Jetzt und hier. Es liegt doch nur an dir. Du bist der Erzähler! Du bist doch gewissermaßen die Vorsehung!

Ja aber schau, sage ich, die Geschichte ist, jetzt mal vom professionellen Standpunkt aus betrachtet, bislang doch wirklich spitze: Aufstieg und Fall, Größe und Untergang, Glanz und Verbrechen, und dann die ganzen Spinner von Göring bis Goebbels, das ist doch ein Topstoff! Und bei allem, was du dir bislang geleistet hast, mußt du jetzt halt dran glauben – was glaubst du, was das Publikum mit mir macht, wenn ich dich jetzt einfach weiterleben lasse, eine Wunderwaffe erfinde, den Iwan über den Ural schmeiße und dem Angelsachsen ein paar Uranbomben in die Städte?

Das Publikum? fragt er. Das deutsche? Es wird dich lieben, du Asphaltliterat!

Und ich sehe ihn da sitzen, diesen alten, zuckenden, speichelnden Mann, dem die halbe Welt gehört hat und der früh um vier die Berliner Philharmoniker anrufen konnte und ihnen befehlen, nackt den Flohwalzer für ihn zu spielen, und sie hätten ihn gespielt, und der jetzt mit einer unverhältnismäßig dummen Ehefrau auf den finalen Rettungsschuß wartet und darauf, daß alle alles auf ihn schieben werden –

und ich ruiniere es. Ich reiße den Vorhang weg, werde sichtbar, erscheine neben den beiden, sofort verstummt der Geschützdonner, der ganze Bunker löst sich in Luft auf, wir sitzen auf der Terrasse des Berghofes, es ist ein strahlender Sommertag, aus dem Radio weht die Nachricht vom Endsieg. Adolf blickt mich mit großen, erstaunten Augen an, das ist selbst ihm noch nicht passiert; er sieht frisch aus, wie frisch gewählt, und aus dem Haus strömen die Angestellten und Satrapen, um zu gratulieren, und Traudl Junge, die ich mit Alexandra Maria Lara besetzt habe, beginnt, sich in rasender Hast zu entkleiden – und mir scheint es für einen Moment, als hätte ich richtig gehandelt, als käme es auf eine Erzählung mehr oder weniger nicht an, wenn man ein Leben retten kann oder sogar ein Reich. Denn wie der Führer kann auch ich mir nicht vorstellen, daß ich nichts bin ohne die Aufmerksamkeit eines anderen und daß meine Existenz aufhört, sobald dieser andere seinen Blick von mir abzieht, so wie Adolf jetzt, wo ich die Geschichte verlasse, erlischt und mit ihm der Berghof, die siegestrunkene Kamarilla, die halbnackte Traudl Junge, und nichts mehr bleibt außer einer Halbsekunde der Erinnerung, einem verlöschenden Bild, einem Ton aus der Lustigen Witwe, der in meinem und Ihrem Kopf langsam verklingt, während Sie diesen Stiefel lesen.

Literatur halt. Ich könnte mir jetzt noch Stalin ausmalen, wie Patricia Riekel eine Homestory bei ihm macht und er, als Aperitif sozusagen, erst einmal seine ganzen Volkskommissare über sie rüberschickt ... Aber auch die Literatur, das grenzenlose Reich der Imagination, hat Grenzen, nicht wahr.

Ich ist ein anderer

Eines schönen Morgens begann der Schauspieler Ralf Moeller sich unwirklich zu werden. Dies aber hauptsächlich deshalb, weil sein Handy nicht mehr klingelte, und die Dummen glauben ja, daß sie nicht existieren, wenn sie keiner mehr auf dem Handy anruft. Mittags begegnete er seiner alten Freundin Alexandra, und die schmiß ihm einen Thunfischsalat ins Gesicht mit der Begründung, sie *wolle* überhaupt nicht in seinem neuen Pornofilm mitspielen, auch wenn sie dazu durchaus in der Lage sei, *auch und gerade schauspielerisch*, sie habe sogar mal die Traudl Junge gespielt, und er könne sie mal, aber nur ohne Kamera, und jetzt auch mehr so im übertragenen Sinne. Diese Szene landete natürlich, von einem Dutzend Fotohandys mitgeschnitten, umgehend auf YouTube, und Ralf war sofort klar, daß er damit in die zweite Realität eingetreten war, laut Kleist oder seinetwegen Schelsky nötige Konsequenz der verwissenschaftlichten Zivilisation, welche die natürliche Natur des Menschen zum Verschwinden –

what the fuck, wer hatte ihm, Moeller, denn diesen Text ins Drehbuch gesaut? Dieser Schelsky, dachte Ralf und schüttelte sich Thunfisch aus den Haaren, der konnte gerne ein paar aufs Maul haben, der brauchte nur zu kommen!

Ein Mann näherte sich mit seinem Mobiltelefoniergerät und bat mit der üblichen Mischung aus Verlegen- und Unverschämtheit um ein Foto. Ralf wand sich. Er ließ sich nicht gern

fotografieren; nicht so sehr, weil er zuviel Benjamin gelesen hatte und um den Verlust seiner Aura fürchtete oder, im Gefolge Baudrillards, nicht Opfer der potentiell end- wie auch anfangslosen Serialität der Zeichen werden wollte oder, wie es bei Daniel Kuhlmann hieß, sein Gesicht vor der Abnutzung bewahren, nein: Er sah auf Fotos immer scheiße aus, war nicht fotzogen oder wie das hieß, und überhaupt, wofür hatte er denn schließlich dieses Double engagiert: doch um ihm die lästigen Fototermine vom Hals zu halten!

Kurzentschlossen gab Ralf Moeller dem Mann eine Ohrfeige, stapfte aus dem Restaurant, bestieg den mit laufendem Motor wartenden Hummer und rauschte nach Hause, um den Aufgabenbereich seines Doppelgängers ein bißchen zu erweitern: Frühstück, Frühsport, Mittagessen, Drehtermine, Interviews, Dinnerparty bei Gottschalk (diese intellektuellen Typen da waren nicht zum Aushalten), und seine Alte kannte Ralf langsam auch in- und auswendig, die konnte Ralf zwo gleich mitversorgen.

Er brauchte einfach mehr Zeit für sich. Es kam ihm manchmal vor, als sei er nicht mehr recht er selbst – sofern das nicht schon wieder so eine liberal-schwule Drehbuchschrifterscheiße war.

Als Ralf aus dem Wagen per Fernbedienung das Garagentor öffnen wollte, regte sich nichts. Er drückte noch mal, und als sich nach dem hundertsten Drücken noch nichts regte, stieg er aus und trat solange gegen das Garagentor, bis ihn von hinten ein Mann anherrschte: Was er wohl glaube, daß er da tue? Er kriege gleich eins in die Fresse!

Ralf wandte sich um und blickte in sein Spiegelbild. Es war erstaunlich: eine Kopie, fast besser und Moeller-mäßiger wie er selbst! Den hatte er, Moeller, wirklich prima ausgesucht! «Hahaha!» lachte er donnernd und legte dem Anderen begütigend seine Pranke auf die Schulter, «*that was fun*, Sportsfreund, aber nun ist mal gut. Mach das Tor auf!»

«Ich denke nicht daran», bellte sein Imitat, «und wo wir schon mal dabei sind: Du bist gefeuert. Du bist auf der Pressekonferenz nicht erschienen, und ich hab die Scheiße selbst ausbaden müssen. Ich *hasse* es, über Pornofilme zu reden! Jedenfalls über meine eigenen!»

Dieser Ralf marschierte ins Haus zurück, die Tür krachte ins Schloß, und jener Ralf stand da und überlegte. Und überlegte. Und überlegte. Es würde eine Weile dauern, schwante ihm, bis er daraus schlau geworden wäre.

Betreffs Ihrer Anfrage

Daniel Kuhlmann, der vom halben Planeten hochverehrte und insbesondere von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* wie ein (erfolgreiches) Kind geliebte Autor von Büchern über Schein und Sein, Leben und Traum, Intellekt und Natur betrat gemessenen Schrittes das Arbeitszimmer seiner Altbauwohnung in einem schönen Bezirk der Stadt Berlin und fühlte sich gut. Er hatte immer schreiben gewollt und früh damit angefangen, und er war immer besser geworden, bis er, mehr zufällig (aber das war es ja immer: Zufall), den einen Weltbestseller hingeworfen hatte, der es ihm jetzt ermöglichte, heute Faber und morgen Führer zu sein, heute der *FAZ* ein nahezu unbezahltes Statement zum Tode John Updikes zu geben und morgen für *Mein schöner Garten* einen wohlüberlegten Essay zum Gartenbau in Prousts «Recherche» zu schreiben, beides mit derselben halbverbindlichen, fehlerfreien Eleganz.

Er stand praktisch Tag und Nacht Rede und Antwort, jeder fragte ihn nach einfach allem, und wo irgendein gelangweilter Feuilletonredakteur schnelle Auskunft über die Lage des Kinos oder einen toten Nobelpreisheini brauchte, hatte er ihn, Kuhlmann, in der Kurzwahl. Dann konnte er sagen, was er wollte, und es spielte auch keine größere Rolle, weil sein Name drüberstand, und das mußte als Signal reichen; und besser als das, was der nimmermüde Esel Reich-Ranicki so zusammenhustete, war es in jedem Fall.

Er, Kuhlmann, war ja jetzt so was wie die Stimme Deutschlands, so wie früher Grass, dem auch ein, zwei ordentliche Bücher gelangt hatten, um dann für Jahrzehnte freie Hand zu haben. «Bei Daniel Kuhlmann scheint sich der Genieverdacht zu verdichten» – Kuhlmann war noch unentschlossen, was er von diesem Pressezitat auf dem Umschlag seines neuen Buches halten sollte, es ging da in ihm hin und her. Kaum hatte der bescheidene Diener des Worts in ihm einen

belastbaren Nicht-ganz-bei-Trost-Verdacht gegenüber der *Süddeutschen* entwickelt, war der supersellende Musterschüler und Auskenner, der er ja eben auch war, in der nächsten Sekunde geradezu einverstanden – immerhin hatte er in seinem neuesten, hervorragend lesbaren wie intellektuell inspirierenden Buch Paulo Coelho demontiert, die Schwuchtel, und das hatte sich nicht einmal Borges getraut. Und das Mobiltelefon als Realitätszerstörer und Realitätserzeuger und also Literatursymbol *par excellence* – keine Zeile davon bei Thomas Mann, keine einzige. Und in welchem Buch sonst hing motivisch alles mit allem zusammen, wurde der Erzähler als Instanz decouvriert und auch sonst einwandfrei Dekonstruktion betrieben, wurden sogar todgeweihte Figuren auf Anfrage ins Leben zurückgeholt? Ja wo denn?!

Weil der Erzähler nämlich alles behaupten kann. Einfach so. Und schon ist es wahr!

Gedankenverloren masturbierend, spritzte Kuhlmann ein Loch ins Fenster, bevor er sein E-Mail-Postfach öffnete. Neben allerlei Alltagskram und Vortragsanfragen – «Hermann L. Gremliza: Stalins später Erbe?» – fand er die Bitte einer kleinen Zeitschrift, die sein jüngstes Buch gelesen hatte, zum Verhältnis von «Literatur und Wahrheit» Stellung zu beziehen.

Kuhlmann saß ganz still, er hörte, wie der Lüfter seines Rechners rauschte.

«Es ist immer alles ausgedacht», tippte er wie aufgezo-gen. «Sogar das Universum ist unter Umständen ausgedacht, das Gegenteil läßt sich jedenfalls nicht beweisen. Alles ist also Literatur, und sofern Literatur ihre eigene Wahrheit beansprucht, ist alles Wahrheit.»

Tja. War's das schon? Nein. Kuhlmann spürte: Da ging noch was.

«Im übrigen bin auch ich ausgedacht. Ich bin das Produkt von Agenten, Kritikern, Buchhändlern, Feuilletonisten, und gerade bin ich drauf und dran, zum literarischen Grüßaugust des Jungen Deutschland zu werden. Ich sollte einfach mal ein Jahr die Klappe halten und mich nicht äußern, weder zu meinen Büchern noch zu denen anderer, noch zu Politik, darüber schon gar nicht. Einfach intelligent unterhaltsame Sachen schreiben und meine Texte nicht in seitenlangen Werkstattberichten als «Avantgarde» annon-cieren, wo das am Ende ganz schön dick aufgetragen ist. Das ist die Wahrheit.»

Es war jetzt völlig dunkel, Kuhlmann sah sich, schwarz und gelb und reglos, in der Fensterscheibe. Er führte den Mauszeiger auf das Sendesymbol. Er verharrte. Im Nacken juckte der Schweiß. Ihm war, als habe er seinen Finger am Abzug einer Pistole und als sei er drauf und dran, ein Universum in Trümmer zu schießen. Sein Universum.

Aber er hatte ja nicht einmal einen Waffenschein; und das kaputte Fenster reichte ja vielleicht auch fürs erste.

Widdewiddewie sie mir gefällt

Das ist wirklich eine komische Krankheit, die du da hast.» Die schöne Meta hielt ihre hohle Hand unter die Tischkante und wischte die letzten Krumen vom Küchentisch. «Du darfst dich nicht bewegen, du darfst ausschließlich Pizza und Schokolade essen und mußt mindestens 18 Stunden am Tag DVDs kucken. Oder schlafen.» Faber nahm sich noch eine golfballgroße Trüffelpraline von Marcolini vom Sofatisch und sagte nichts. «Und die Heizung muß auch volle Pulle laufen – wenn das jetzt noch wärmer wird, muß ich mir den Slip gleich auch noch ausziehen.» Faber sagte immer noch nichts. «Ich mach dir ja gern ein bißchen den Haushalt. Aber das ist schon eine ziemlich seltsame Geschichte», sagte Meta und verstaute den Putzeimer unter der Spüle, ganz hinten im Eck, wofür sie sich einigermaßen tief bücken mußte. Ihr Nokia, das sie an einem Gürtel um die schweißfeuchte Hüfte trug, vibrierte herausfordernd. Faber ließ es brummen, lange brummen.

«Eine wirklich *sehr* seltsame Geschichte», wiederholte Meta, als sie wieder aufgetaucht war und eine Salatgurke aus dem Kühlschrank holte.

«Ich find' sie eigentlich ganz gut», sagte Faber.

Das Café ohne Verstand

(Michael Ziegelwagner; nach Robert Seethaler. TITANIC 11/2023)

„Was für ein wunderbarer Autor, der uns so tief bewegen kann.“

Elke Heidenreich

Robert Simpel verließ die Wohnung, in der er mit der Kriegerwitwe Martha Bolte lebte, um halb fünf an einem Montagmorgen. Es war Spätsommer des Jahres 1966, Robert war einunddreißig Jahre alt. Er hatte allein gefrühstückt, zwei alte Eier, Brot mit Butter und einen bitteren Chai Latte Eichel-Muckefuck medium. Die Witwe hatte noch geschlafen. Aus ihrer Kammer hatte er leises Schnarchen gehört. Er mochte das Geräusch, es rührte ihn auf merkwürdige Weise an, und manchmal warf er einen Blick durch den Türspalt, wo er in der Dunkelheit die weit geöffneten Nasenlöcher der alten Frau ahnte. Die liebe arme Bolte. Ihr Mann war in beiden Weltkriegen gefallen.

Auf der Straße schlug Robert der Wind entgegen. Die Gebäude warfen Schatten. Wenn der Wind vom Süden kam, brachte er den Marktgestank, den Geruch von Abfall und faulem Obst mit sich. Aber heute kam er aus westlicher Richtung und roch nach Riesenrad, Stephansdom und Tourismuszentrale. Robert überquerte die Schwarzhandelsgasse, ging an der Ecke Kulissenplatz durch den Nostalgieweg, an einer Reihe kleinerer Läden vorbei, die alle noch geschlossen waren, und gelangte über die Donaudampfschiffstraße und den Kleinen Nebenschauplatz auf die Authentizitätgasse, gegenüber der Steckrüben-Manufaktur Bergmeier. Die niedrigen alten Häuser sahen aus, als würden sie schlafen. Oder Bauchweh haben. Irgendwie so.

Robert wechselte die Straßenseite und blieb stehen, um einen Blick in den Gastraum des ehemaligen Marktcafés zu werfen. Er legte die Augen an die Scheibe und spähte mit gerunzelter Stirn ins Innere. Vor dem Tresen standen Tische und Stühle übereinandergestapelt. Die Tapete war braun und wellig. Zwei Oberkellner hingen eingemottet an der Garderobe. Zuallererst einmal müsste man lüften, dachte Robert. Die Tische brauchen Maggi-Flaschen. Von der großen Tafel würde er die alten Preise herunterwischen, erst danach konnte er das alte Gulasch auftauen und das Hitlerbild von der Wand nehmen.

Er stand noch immer da, als hinter ihm Hugo Schenk mit lautem Knattern die Rollläden seiner Mozartkugelbäckerei auffahren ließ.

„Guten Morgen, Robert“, sagte Hugo. „Du kannst mir ein paar Blöcke Marzipan hacken, wenn du willst.“

„Guten Morgen, Hugo. Du kannst mich am Arsch lecken, wenn du willst“, gab Robert freundlich zurück.

„Immer noch die großen Träume vom eigenen Kaffeehaus?“ fragte Hugo und rieb seine schmerzenden Handgelenke.

„Gestern habe ich den Kaufvertrag unterschrieben.“

Hugo nickte. „Da habe ich ein gutes Gefühl. Die Wirtschaft sprudelt. Du wirst bestimmt bald ein kurioses, aber liebenswertes Sammelsurium von Stammgästen haben, deren Geschichten so berührend und von so unendlicher Zärtlichkeit sind, dass nur ein großer Augenblicksschriftsteller sie zu schildern vermag.“

Robert schaute auf die Uhr am Marktamt. So früh schon so betrunken? „Danke, Hugo“, sagte er.

Ein paar morgendliche Statisten kamen ihm entgegen, als er den Donaukanal überquerte. Robert hatte die Arme in die Taschen gesteckt. Wie das wohl werden würde? Mit dem Aufschwung, dem Wirtschaftswunder? Damals, in der Schule, hatten ihn Zahlen und Buchstaben immer verwirrt. Aber ein Café zu führen, das traute er sich trotzdem zu. Die Sache mit der sprudelnden Wirtschaft hatte er natürlich mitbekommen. Es stand in den Zeitungen, in denen die Fischhändler am Markt ihre Donaukarpfen und Silberfische einwickelten und die Robert begierig las. Weil sie gratis waren. Und weil sich aus in Zeitungen eingewickelten Fischen so gut Zeitkolorit und Atmosphäre

gewinnen ließ.

Einmal war ein Riesensaibling in ein ganzes Buch gewickelt gewesen. Darin waren ein paar Sätze gestanden, die sich Robert bis heute gemerkt hatte. *Das Kriegsende erlebte Robert als eine Art verschluckten Jubel.* Zum Beispiel. Und genau wie im Buch beschrieben, hatte er sich immer schon etwas ersehnt, *das seinem Leben eine entscheidende Bekräftigung gab.* Zugegeben, er hatte keine Ahnung, was das war: verschluckter Jubel. Und wie sollte man ein Leben „entscheidend bekräftigen“? Noch dazu mit einem Café? Trotzdem waren ihm diese Sätze im Kopf hängengeblieben. Vielleicht, weil sie ihm Hoffnung gaben. Und weil sie literarisch klangen. Zumindest für einen funktionalen Analphabeten wie ihn.

...

Den ganzen Tag über hatte Robert im Inneren seines Cafés gewerkt. Er hatte mit einem Schmirgelfetzen die Holzdielen geputzt. Mit einem Blechspatel hatte er die Flecken vom Ofen und vom Klodeckel gekratzt, die Wände hatte er mit Rindertalg geweißelt, und gegen das Moos in der Regenrinne hatte er eine hungrige Ziege aufs Dach gesetzt.

Gegen zwölf kam der erste Gast. Es war ein rotgesichtiger Weinbauer, der auch mit Marillen und NS-Devotionalien handelte. Robert steckte einen Bleistift hinters Ohr und trat an den Tisch.

„Was darf ich bringen?“

„Was hast du denn?“

„Kaffee, Grünen Veltliner, ein halbes Butterbrot und Spiritus.“

„Das ist nicht viel“, sagte der Weinbauer. Er dachte nach. Dann legte er Robert die Hand auf den Arm. „Aber du wirst deinen Weg schon machen. Es ist besser, mit ganzem Herzen an halben Dingen zu hängen als mit halbem Herzen an ganzen. – Einen Veltliner.“

Gegen halb eins betrat ein ungeschlachter Zuhälter das Café. Sein rechter Arm zitterte, sein Bart hing ihm wild in die Stirn. Er bestellte einen Zwetschgengeist und einen Kaffee. „Danke“, sagte er knapp, als Robert das Gewünschte auf den Tisch stellte. Dann besann er sich. „Es ist zwar nur Kaffee und Schnaps. Aber ich habe ein gutes Gefühl dabei. Auch der größte Vollrausch beginnt mit einem kleinen Schluck.“ Zwei alte Damen, die sich ein Schmalzbrot mit Zwiebeln geteilt hatten, wollten zahlen. Eine von ihnen hatte runde, haselnussblaue Augen, eine geblümete Schürze und Zähne wie Ebenholz. „Junger Mann, die Rechnung bitte. Es war zwar nur ein Schmalzbrot. Aber auch der größte und anrührendste Roman beginnt mit einem kleinen Klecks Schmalz.“ Eine junge Fabrikarbeiterin, die vor ihrem mitgebrachten Stück Salzgurke saß, drehte sich um: „Bin ich dran? Das Glück der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde. Übrigens, wissen Sie schon, wie Ihr Café heißen soll, Herr Simpel?“

Robert blieb mitten in seinem Lokal stehen. Alle Gäste hatten zu kauen aufgehört und hörten ihm zu. Er wischte sich die Hände an der Schürze ab. „Ich weiß es nicht“, sagte er. „Ich weiß nur, dass die Konjunktur ideal für ein Café ist. 'Das Café am Rande der Welt' wäre ein guter Name, aber das gehört schon dem Strelecky. Meinen eigenen Namen möchte ich nicht über der Tür stehen haben, denn das käme mir anmaßend vor, eitel, selbstgefällig. Und ich bin doch bescheiden, unscheinbar, herzensgut. Nein, ich möchte keinen Namen für mein Café. Ich möchte nur einen Platz, an dem ihr alle, die einfachen Arbeiter und die heimlichen Philosophen, die schweren Alkoholiker und die leichten Mädchen, ein Zuhause habt. Das habe ich mir schon immer gewünscht. Einen namenlosen Ort für euch alle, die Mühseligen und geladen Habenden, einen Nicht-Ort, einen ou τόπος...“

Mit leisem Klang fiel eine Zither in seine Rede. Die Gästen applaudierten. Robert stand da, lauschte stumm dem Sopran des Heurigensängers: *Ein Bus voller trauriger Frauen machte sich / in der Abendsonne auf den Weg...* Freddy Quinn. Oder war das Seethaler? Wenn sich Robert später, als er das Café schon längst verloren hatte – *und schuld daran sind die Spekulanten, die Spekulanten sind schuld!* – an diese Jahre erinnerte, dachte er immer an seine Gäste, an alle, die mehr als einmal gekommen waren: den Sedlacek und die Rabosch, den Gogerer und den Scheidenpflug, den Zwinz, den Krk, die Zrszenwienicz, die Pfudl, den Beppo Schrpfl mit seinem kaputten Auge, den

Messerstecher-Karl, den Kurti mit seiner zahmen Biene, den Mahler, den Trafikanten und den Sigmund Freud, und natürlich auch an dich, meine liebe, tief bewegte Elke...